

Vagabundensommer

Autor(en): **Steenken, Edouard H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 4

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vagabundensommer.

Ich will dies durchaus nicht verhehlen: mein Gesäß brennt nach einem zwölfstündigen Toppel, als hätte es der Teufel für eine Höllenmahlzeit schon reserviert und mit einer gehörigen Ladung Salz und Pfeffer eingepökelt, die Socken haben eine aschgraue Färbung angenommen, sind mürbe wie Zunder und knistern vor Schweiß, aber schließlich können sie atmen in ihren Schuhen, die sich wie überreife Dinge unter den Rappen geöffnet haben, um Teil zu nehmen an dem Duft und Rausch der Erde.

Diese Schuhe: alle Augenblicke grapsen sie sich Sand und kleine Steine auf; dann hüpfen sie wie ein Storch in den Straßengraben, um das kleine Teufelswerk zu entfernen.

Eigentlich sollte ich die Schuhe überhaupt über Bord werfen. Doch das geht nicht, denn sofort hätte ich's mit den Gendarmen zu tun. Ein Paar Schuhe, und stellen sie auch nur eine Chaplin-Persiflage da, sind die letzte Legitimation der bürgerlichen Gesellschaft. Also muß ich sie anhalten und meine so lustig winkenden, freiheitslüsternen Zehen weiter malträtieren.

Gott sei Dank leben dafür andere Organe in voller Freiheit: zum Beispiel die Nase. Göttliche Einrichtung. Ich hebe sie (blinze mit den Augen dabei), schnüffle und prüfe zuerst, um dann in vollen Zügen einzusatmen. Atmen. Atmen können! Ach. Wie herrlich riecht so ein Landstraßengraben in Ungarn.

Blaue, wiegende Dolden, Rispengräser, darunter welche mit funkelnden roten Spitzen, Schafgarbe und tausenderlei Kraut mit dicken, fleischigen gummibaumartigen Blättern, oder, sehr zurückhaltend, zart und lyrisch, mit ganz kleinen, schwarz-gelb gesprenkelten Blütchen. O du Reichtum der Erde, feinausgesponnen, o dieser Tumult an Düften, Düftchen, Farben und Färbchen.

Übrigens gehört zu diesem Wunderstrauß noch ein bißchen Laub vom vorigen Jahre, das auf der Sohle des Grabens liegt. Das riecht zwar nicht schön. Das ist Verwesung und schon halber Humus, in dem sich die Käfer wohl fühlen.

Und doch durchzieht dieser Geruch, diskret zwar, aber beharrlich, die Sommerwildnis wie ein kleines Fähnchen der Erinnerung an die Endlichkeit des Lebens, an den Herbst und den darauffolgenden weißen Tod.

Ja, dieses Nüchlein ist gleichsam der philosophische Angelpunkt im Ganzen und hat manchen

Vagabunden unbewußt und ganz leise zum Nachdenken gebracht...

Doch heute soll mir jede Philosophie vom Leibe bleiben! Heute bin ich Epikuräer und lasse den Alten von Samos hochleben.

Seht, in meiner fleckigen Aluminiumflasche gluckert ein allerliebster dicker gelber Wein, und in meiner hinteren Hosentasche kleben ein paar zartgedünstete Speckseiten. Wie das schmeckt, zwischen Thymian und Hagebutten. Es ist August über der unendlichen Ebene zwischen Theiß und Donau. Ich esse und schmaße und denke, daß ich jetzt noch viele, viele solcher Tage haben werde, an denen eine goldene Sonne mich streichelt und brät.

Die Landstraßen sind einsam und groß hier. Die Bauern gut und oft von einer gönnerischen Heiterkeit: Ausdruck eines Jahres, das vielfältig Frucht getragen und sich gelohnt hat in allem, in allem.

Die Nächte sind hell und durchzogen von mächtigen Heerzügen roter und grüner Sterne. Keine Erinnerungen quälen mich.

Voll fließt das Leben, wie dieser unvergleichliche gelbe Wein aus der Flasche.

Glück — glück.

O Sommer, jetzt funkelt und leuchtest du doch wahrhaftig über ganz Europa: über den Wiesen und Äckern Kroatiens, über Kärntens buschigen rauschenden Wäldern, über den weiß-grünen Firnen der Schweiz und in den Glanz stiller Nordseennächte leuchten weiße Blumen von den Deichen.

Wie war das gestern abend, als ich in Pécsvárád ankam? Das ist ein großes weißes Dorf in der leicht gehügelten Ebene. Jetzt hatte man Lampions zwischen Kastanien und Linden aufgehängt. Der fette Duft von Szegediner Würsten und ein zarterer, von dem süßen Fleische junger Ferkel, durchzog die Luft. In einem roten hellen Dämmer bewegten sich Bauern und junge Frauen.

Zigeunermusik erscholl. Unversehens war ich unter den Tanzenden. Das wogte und jubelte, senkte und hob sich: Triumph des Menschseins! Zuerst fühlte ich mich doch ein bißchen einsam, bis mich mit seinen scharfen Steppenaugen der Rágh, Sándor, entdeckte. Bald war ich sein guter „Schwäizer Freund“; ich mußte sein kleines Weibchen küssen und immer wieder Ungarn hochleben lassen.

Der Wein floß, im Schein von Kerzen und kleinen Gaslampen.

Sándor kam weither, aus der Steppe, dem Alföld, wo er auf einer kleinen Puszta Verwaltungsdienste leistete.

Einmal wollte er mir eine besondere Reverenz entbieten und verkündete weithin, daß die Schweizer allzeit ehrenvolle Feinde im Kriege gewesen seien. Aus einem bedenklichen süßen Schwerezustand des Gehirns meldete sich nun doch bei mir der Widerspruchgeist. „Halt, Mágh,“ rief ich, „die Schweizer waren doch neutral!“ Doch der gute Sándor war schon in einem recht vorgeschrittenen Stadium.

„Allzeit ehrenvoll, Schweizer Freund,“ rief er dröhnend in die Runde und hob das Glas. „Allzeit ehrenvoll!“

Nun sind auch diese Stunden verrauscht, denke ich, während ich immer noch an der Böschung der einsamen Straße sitze und meinen letzten Tabak

für die Weichselkopfpfeife aus allen Taschen zusammenklaube. Mit wie vielen Menschen habe ich die Nächte auf meiner Wanderschaft durchzechet!

Der Wein machte sie wahr, und siehe, die rauhen Gesichter glätteten sich, die Pupillen ihrer Augen schwammen in einem warmen brüderlichen Lichte. Der Geist des Weines, genährt aus dem Schweiß und der Liebe Millionen Bauerngeschlechter, wollte sich in ihnen erlösen, und sie reichten dem Vagabunden die Hand und sagten Du zu mir.

Ich muß jetzt von neuem den Kork lüpfen und an meiner Flasche riechen. Der Zaubertrank wird bald zu Ende sein.

Doch Gott hat viele Dörfer auf seiner Erde wachsen lassen, und irgendwo rüstet sich ein gutes Herz, irgendwo öffnet sich eine Tür, und irgendwo rinnt neuer Wein aus Fässern und Kannen.

Edouard H. Steenten.

Rätsel um den Mars.

Was wissen wir vom Mars und den „Marsbewohnern“?

Signale zum Mars.

Die französische Akademie der Wissenschaften hat einen Preis von 100 000 Francs für denjenigen ausgesetzt, der erstmalig eine Verbindung mit anderen Welten ermöglicht. Der vor einiger Zeit verstorbene Entdecker der drahtlosen Telegraphie, Marconi, hatte schon erfolglos versucht, eine funkentelegraphische Verbindung mit dem Mars herzustellen, und bei der letzten Erdnähe des Mars hat ein amerikanischer Funkingenieur mit Hilfe von Kurzwellen ähnliche Experimente unternommen — vergeblich. Erst kürzlich lief dann durch die gesamte Weltpresse die Meldung von einer sensationellen Mitteilung, die der berühmte Gelehrte Nicolas Tesla (seinen Namen kennt jeder von den „Teslaströmen“ her) gemacht hat. Er kündigte an, daß er in Kürze die Verbindung mit dem Mars aufnehmen wolle. Tesla erklärte, er habe seit 25 Jahren an diesem Problem gearbeitet und sei jetzt endlich in der Lage, diesen alten Traum der Menschheit zu verwirklichen. Die bevorstehende Marsnähe wird ihm ja gute Gelegenheit zu derartigen Experimenten geben, wenn sie auch aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso resultatlos verlaufen werden, wie die früheren Experimente dieser Art. Immerhin zeigen diese Meldungen, daß ernst zu nehmende Wissenschaftler das Vorhandensein von Leben — und zwar sehr hoch

entwickeltem Leben — auf dem Mars für durchaus möglich halten. Fragen wir zunächst einmal die Astronomen, was sie uns über diesen in vieler Beziehung so geheimnisvollen Planeten berichten können.

Wie sieht es auf dem Mars aus?

Der Mars ist sozusagen der ältere Bruder unserer Erde, er ist ein Zukunftsbild für uns. Seine Meere sind keine gewaltigen Wasserbecken mehr, sondern ganz flache Gewässer, vielfach mehr Sumpflandschaften, die Gebirge sind schon weit mehr abgeflacht als bei uns. Aber alle irdischen Erscheinungen: Tag und Nacht, Luft und Wasser, Festländer mit Ebenen und Gebirgen, Inseln und Meere, all das gibt es auch auf dem Mars, und aus diesem Grunde ist er uns immer so interessant gewesen. Deshalb hat auch die Frage nach dem Leben auf dem Mars, nach dem „Marsmenschen“, weit über die Kreise der Wissenschaft hinaus die Menschheit immer wieder beschäftigt. Unsere Astronomen kennen heute den Mars verhältnismäßig gut — soweit man eben einen Weltkörper erforschen kann, der viele Millionen Kilometer von uns entfernt ist. Wir wissen, daß der Mars etwa den halben Durchmesser der Erde hat und rund ein Zehntel ihrer Masse besitzt. Wie steht es nun aber mit den beiden wichtigsten Voraussetzungen für organisches Leben: einer